Kapitel 2

Der Blackout

Der Morgen begann wie jeder andere Wintermorgen – mit gefrorenen Autoscheiben.

Und Stille.

Zu viel Stille.

Die Heizung war kalt. Kein Rauschen, kein Klicken.

Mein Handy lag schwarz auf dem Nachttisch. Akku leer. Kein Wecker, kein Summen, kein Netz.

Ich stand auf, zog den Vorhang ein Stück beiseite. Berlin wirkte gedämpft, als hätte jemand den Ton aus der Welt gezogen. Keine Straßenbahn, keine Ampeln, kein Brummen aus der Ferne.

Auf dem Regal stand die Powerbank. Geladen.

Ich steckte das Kabel ein, wartete. Das Display erwachte – aber ohne Empfang. Kein Netz, kein Internet. Nur Uhrzeit und Prozentanzeige.

Im Bad kam aus der Dusche nur eiskaltes Wasser.

Die Toilettenspülung blieb leer.

In der Küche war es nicht besser. Kaffeemaschine tot, Toaster tot, Kühlschrank dunkel. Die Lampe innen blieb aus, als ich die Tür öffnete. Butter, Milch, Käse – ab jetzt alles mit Ablaufdatum „bald".

Ich wohne im neunten Stock eines Hochhauses in Berlin.

Als ich die Treppe hinunterging, schlug mir ab dem zweiten Stock ein beißender Geruch entgegen. Die Hebeanlage fürs Abwasser war ausgefallen. Unten vor dem Fahrstuhl standen Nachbarn. Jemand hämmerte von innen gegen die Tür.

„Ich steck fest!", rief eine Stimme.

„Haltet durch!", rief ich zurück. Ohne Strom bewegte sich nichts.

Draußen war die Stadt wie eingefroren.

Keine Anzeigen, keine Durchsagen. Vor der U-Bahn-Station hing ein handgeschriebener Zettel:

KEIN BETRIEB – STROMAUSFALL

Menschen standen davor, starrten auf leere Displays.

Ich dachte nur an eines: Lilly.

Unsere Tochter war in der Schule.

Ich setzte mich ins Auto. Der Tank fast leer. An der Tankstelle: schwarze Zapfsäulen, hupende Autos, ratlose Gesichter. Ich wählte Elif im Krankenhaus.

Sie ging sofort ran. Im Hintergrund Stimmen, Schritte, Piepen.

„Klaus, wir laufen nur noch auf Notstrom. Intensiv hat Priorität. Der Rest ist dunkel. Unfälle überall, Stürze, Chaos. Digitalfunk ist tot. Polizei, Feuerwehr – alles improvisiert. Ich muss zurück."

Die Verbindung brach ab.

Europaweit, wurde mir später klar.

Aber in diesem Moment zählte nur eines.

Der Schulhof war voll. Eltern, Lehrer, Kinder. Papierlisten. Keine Displays.

Lilly stand in einer Gruppe, den Rucksack fest umklammert.

„Papa."

Ich ging in die Hocke, legte die Hände auf ihre Schultern.

„Alles gut", sagte ich. Es war gelogen, aber nötig.

„Mama?"

„Im Krankenhaus. Sie hilft."

Auf dem Heimweg kam mir der nächste Gedanke: Rudi.

Opa Rudi lebte im Pflegeheim, ein paar Stadtteile weiter. Seine Frau Bonnie war vor ein paar Jahren gestorben. Seitdem holten wir ihn regelmäßig übers Wochenende zu uns.

Im Hof des Pflegeheims ging Rudi langsam mit seinem Rollator auf und ab.

Im Korb vorne stand ein Blumentopf.

Bonnie.

Die Pflanze.

Lilly hatte sich als Kind immer eine Katze gewünscht. Aber Allergie. Tränende Augen, Arztbesuche, Absagen.

Rudi hatte damals gesagt:

„Dann machen wir halt unser eigenes Haustier."

Sie hatten gemeinsam einen Samen gepflanzt. Gegossen. Gepflegt. Wachsen sehen.

Und als es um den Namen ging, hatte Rudi leise gesagt:

„Bonnie. So hieß meine Frau."

Seitdem war es ihr Ritual.

Rudi ging mit der Pflanze spazieren, sprach mit ihr, erzählte ihr Dinge.

Lilly sah ihn zuerst. Sie löste sich von meiner Hand und lief auf ihn zu.

„Hallo, Opa."

Er drehte sich um. Sein Gesicht faltete sich zu diesem Grinsen, das er für sie aufhob.

„Hallo, Mathilda."

Sie verdrehte die Augen, aber lächelte dabei. „Ist doch nur mein zweiter Name."

Er zog den Blumentopf aus dem Rollatorkorb und hielt ihn ihr hin.

„Nimm schon mal die Pflanze und geh vor." Er griff in die Jackentasche, zog eine kleine Flasche heraus. „Ich trink noch schnell einen Schluck Milch." Er zwinkerte. „Wer weiß, ob's die später noch gibt."

Lilly nahm Bonnie, hielt sie wie etwas Kostbares, und ging die paar Schritte voraus.

Ich sah Rudi an.

Er sah mich an.

Wir sagten nichts.

„Na, Jung. Strom weg? Früher im Osten hatten wir nix – und trotzdem ging das Wichtigste."

Drinnen herrschte Unsicherheit. Notstrom nur für lebenswichtige Geräte. Keine Heizung, kalte Küche.

„Ich nehm ihn mit", sagte ich zur Pflegerin.

Sie nickte müde.

Zuhause bauten wir um. Wohnzimmer zur kleinen Festung.

Ich stellte den Petroleumofen auf, zog die Vorhänge zu.

Aus dem Keller holte ich zwei meiner reparierten USVs, schloss LED-Streifen an – gedimmt, gerade genug Licht.

Rudi setzte sich, Bonnie neben sich.

„Siehst du", murmelte er zu der Pflanze, „geht doch auch ohne Strom."

Wir saßen zusammen.

Der Tee wurde warm, improvisiert.
Die Stadt draußen blieb dunkel.
Später, als Lilly schlief und Rudi ruhig atmete, schrieb ich eine Liste:
Wasser.
Essen.
Medikamente.
Vertrauen.
Und ich wusste:
Das hier war kein kurzer Ausfall.
Das war der Anfang.